



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

An den Externsteinen

Maß, Konrad

Detmold, 1920

Neuntes Kapitel. Erlösung.

Nutzungsbedingungen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-24014](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-24014)

Vorrat brachte, dessen die kleine Wirtschaft noch bedurfte; einige Schafe und Ziegen, ja eine tüchtige Milchkuh, wanderten hinter dem Wagen her.

So ging, als der Sommer zu Ende war, Manfred, zufrieden mit dem Erfolge seiner Arbeit, mutig ins zweite Jahr der Einsamkeit hinein.

* * *

Neuntes Kapitel.

Erlösung.

Die Kunde von dem Wirken des Klausners hatte sich in der noch spärlich bewohnten Gegend herumgesprochen. Die Bauern, die ihm allmonatlich nach Vollmond den Wirtschaftsbedarf brachten, berichteten es in ihrer Freundschaft und Sippe, und wenn auch die Höfe weit von einander zerstreut lagen und die Reise Beschwerlichkeiten in Menge bot, so verging doch kaum eine Woche, in der er nicht diesem oder jenem Nachbarn Gastfreundschaft gewähren konnte. Sie hatten ihn gern, den verschlossenen, ernsten Mann mit dem langen, rotblonden Barte, der, wenn er einmal gut aufgelegt war oder auf die Jugendzeit zu sprechen kam, seine Augen so lustig und schalkhaft umgehen ließ und so herzlich lachen konnte.

Das hatte ihn die Einsamkeit wieder gelehrt, der traute, stille Umgang mit der heimatlichen Erde.

Eines Tags, als er von der Feldarbeit heimkehrte, um sich das Mahl zu bereiten, klang ihm ein Sang aus heller Jünglingskehle entgegen:

„Kume, kume geselle mîn, ich enbîte harte dîn,
ich enbîte harte dîn, kume, kume geselle mîn.

Süezer, rôsefarwer munt, kum und mache mich gesunt,
kum und mache mich gesunt, süezer, rôsefarwer munt.“

Welche Erinnerung weckte das Lied! Er trat näher, als der Sang verstummt war, und sah vor der Tür einen Jüngling stehen, helläugig und blond, schlank gewachsen, der eben erst den Jahren der Reise entgegen sah.

„Verzeiht mir, frommer Bruder“, begann er bescheiden, „ich hätte wohl eine Bitte an Euch.“

Die hellen Augen sahen mit einem verhaltenen Troß, doch bittend zu dem Klausner auf; man sah, noch kämpfte in ihm die Unsicherheit der Jugend und die beginnende Willenskraft des Mannes.

„Was ist dein Begehrt?“ fragte der Einsiedler freundlich. „Wenn ich kann, will ich dir helfen, denn dein Gesang hat mich erfreut. Sitz nieder an meinem Tisch und laß es dir gut sein. Jugend greift gern nach gutem Mundvorrat, . . . und heut kann ich ihn bieten“, setzte er froh hinzu, indem er eine Handvoll reifen Obstes aus seiner Kapuze schüttete.

„Insonders, wenn sie zwei Tage im Walde umhergeirrt ist“, ergänzte der Jüngling und fuhr dann fort:

„Ehrwürdiger Vater, ich hörte von Euch, daß Ihr guten Rat gewährt jedem, der ihn begehrt. Ein Hilfe flehender kommt zu Euch.“

„Welcher Hilfe begehrt du, mein Sohn?“ Er forschte in den Augen und Zügen des andern; wie eine Ahnung, eine Offenbarung, stieg es aus der dunklen Zeiten Erinnerung licht in ihm auf.

„Man erzählt im Gau, daß Ihr, bevor Ihr das geistliche Gewand trugt, weit umhergetrieben seid in der Welt. Da möchte ich Eures Rates begehren, denn auch mich treibt es mit innerer Gewalt fort von dem Hofe, der mich erzog.“

„Was treibt dich fort? Bist du nicht bei den Eltern daheim in treuer Hut?“

„Nur bei der Mutter, . . . der Vater ist tot. Er sei, sagt man, in fremde Lande gezogen, weil er, der Freigeborene, Fremdenherrschaft nicht ertragen mochte. So geht's auch mir. Ich und die Mutter sitzen frei auf unserem Hofe, altem Sachfengeschlecht entstammend. Aber die kaiserlichen Dienstmannen kümmern sich nicht um unsere Rechte und treiben das Hufengeld ein, als seien wir ihre Knechte. Und wenn wir nicht willig zahlen, so strafen sie uns wohl an Geld und Gut . . .“

„Und deshalb wolltest du fort? fragte der Aeltere mit einem Tone des Vorwurfs in der Stimme.

„Es ist noch mehr: Mein ganzes Sinnen treibt mich hinaus. Mir ist's zu still auf unserem Hofe, zu einsam in

Wald und Heide. Aus dem Munde fahrender Leute habe ich von kühnen Taten und Abenteurern gehört, die das Kreuz gegen die räuberischen Muselmanen verteidigen . . .; ich bin alt genug und stark und in allen Künsten des Leibes der erste im Gau."

"Dränge die Tatenlust zurück, mein Sohn", erwiderte Manfred weich, "und bebaue weiter den Hof der Mutter. Das bist du dem Andenken deines Vaters schuldig."

"Aber ich möchte den Vater rächen, der, wie ich wähne, in der Fremde verdarb. Noch ist der Frevel, der an ihm begangen wurde, ungerächt, und seine Seele irrt, fürchte ich, umher wie ein Irrlicht, und kann keine Stätte der Ruhe finden. Sein Grab möchte ich suchen draußen in der Welt, und leise mit der Hand darüber streichen, auf daß seine Seele die ewige Ruhe finde."

"Mächtig und unftet braust's doch in so jungem Kopf", lächelte Manfred, wohlgefällig den kräftig gebauten Jüngling betrachtend, der jetzt ebenso tapfer, wie er zu sprechen wußte, in das inzwischen bereitete Mahl einhieb.

"Aber wer sagt dir, daß der Vater nicht doch noch wiederkommt?"

"Wie sollte er zurückkehren? Mehr als sechzehn Jahre sind's, seit er hinauszog, . . . ebensoviele Sommer und Winter zähle ich. Längst wird er von Türken oder Heiden erschlagen sein . . ."

"Gottes Wege sind wunderbar, mein Sohn. Wer mag es wissen, was Gott Euch beschieden hat. Doch sprich mir von deiner Mutter . . ." beehrte er, und seine Stimme zitterte.

"Die Mutter ist eine gute, eine kluge und tapfere Frau," erwiderte der Jüngling, und Tränen traten ihm in die Augen. "Es wäre mir leid, sie lassen zu müssen . . .", und als der Aeltere nichts erwiderte, fuhr er fort:

"Sie allein zog mich auf in aller Zucht und Ehrbarkeit und führt kraftvoll wie ein Mann die Wirtschaft auf dem Hofe. Eine Schuld, die sie von dem Juden Ibrahim in Paderborn aufgenommen, weil der Hof in den bösen Kriegsläufen gelitten hatte, hat sie bis aufs letzte getilgt, und auch

die härteste Arbeit nicht gescheut. Alle achten sie gleich einem Bauern in der ganzen Umgebung."

"Ist sie fröhlichen Sinnes, und wie sieht sie aus?"

"Schön ist die Mutter auch heute noch . . . Wenn ihr rotes Haar im Winde flutet, ist mir's oft, als sei sie eine Walküre", rief er begeistert. "Berchta heißt sie, wie die strahlende Göttin . . ."

Berchta . . . ! Wie klang der Name von den Lippen des Jünglings. Doch Manfred bezwang sich und fragte:

"Woher kommt dir die Kunde von der heidnischen Göttin, Knabe?"

"Die Mutter hat's mich gelehrt, . . . und die kennt es vom Vater. Viel hat sie mir erzählt von den Geschichten unserer Heimat und ihrer Bewohner, . . . von frohen, wilden und todesmutigen Taten, und von den alten Göttern, die noch heute heimlich ihr Wesen treiben. . . ."

Scheu sah er sich in der Höhle um, . . . doch mochten die vielerlei christlichen Zeichen, die von Manfreds Künstlerhand stammten, ihn beruhigen.

"Aber", fuhr er fort, "ihr Sinn ist herb geworden von vielem Leid, und die rechte Fröhlichkeit bricht selten hervor."

"Und die willst du ihr wohl schaffen, indem du sie verläßt?" spottete der Klausner. "Sorge du vielmehr, daß sie wieder fröhlich werde! Daß sie in dir und deiner jungen Kraft den Gatten wiedergewinne, den ein hartes Geschick ihr entriß . . . Und grüße sie von dem Einsiedler hier bei den Aeffstern."

"Die Mutter kennt diese wilden Steine, . . . aus ihrer Jugendzeit her, . . . wo sie mit dem Vater hier bei den heidnischen Festen den Reigen gesprungen ist. . . . Hörtet Ihr mich singen, eben als Ihr kamt?"

"Ich hörte es; was war's für ein Lied?"

"Ein weltlich Lied, Herr, aber eins, das die Mutter liebt. Ich kenn's von ihr, . . . da kann's nichts arges sein!"

"Es ist kein arges", erwiderte er tonlos. "Kennst du noch mehr der Lieder, die sie singt?"

"O ja, mein Vater." . . . Wie klang der Name "Vater" aus diesem Munde in Manfreds Ohr.

"So laß hören . . ."

„Noch eins, das die Mutter singt, wenn sie traurig ist.“
Und hell klang es durch die dunklen Räume der Höhle:

„Ich zög mir einen Falken mêre dann ein jâr
dô ich in gezamete als ich in wolte hân
und ich im sîn gevidre mit golde wol bewant,
er hûob sich ûf vil hôhe und floug in anderiû lant.“

(Ich zog mir einen Falken länger denn ein Jahr. Als ich ihn gezähmt, wie ich ihn haben wollte und ich ihm sein Gefieder schön mit Gold geschmückt, schwang er sich hoch auf und flog in ein anderes Land.)

Manfred schwieg. Der Jüngling aber fuhr fort:

„Mutter sagt, ich sähe dem Vater so gleich; auch trage ich denselben Namen: Manfred heiße ich.“

„Um so mehr mußt du, wenn du herangewachsen bist, ihn ersetzen.“

„Anders hatte ich mir Eure Hilfe gedacht“, entgegnete der Jüngling, „aber vielleicht habt Ihr recht.“

„Wer Rat begehrt, muß auch auf den gefaßt sein, den sein Herz nicht wünscht.“

„Und ist das Euer letztes Wort?“

„Mein letztes! . . . Und du wirst folgen?“ Er bohrte seinen Blick nachdrucksvoll in den des Sohnes. Der senkte die Augen nieder und sann, dann sagte er fest:

„Begehrt keinen Dank von mir, . . . aber ich werde folgen.“

Der Jüngling ging. Manfred aber stützte das Gesicht in die Hände und weinte bitterlich. — „Auch das noch!“ entrang sich seiner Seele. „O, Gott, deine Strafen sind nicht gelinde.“

*

*

*

Und weiter schritt die Zeit. Manches war, wenn Manfred zurückblickte, geschehen, die Einsiedelei freundlich zu gestalten. Das Geschrei der Elstern war vor dem Klopfen und Hämmern, vor den menschlichen Stimmen und der ihre Einsamkeit störenden Lichtung des Waldes verstummt. Eine freundliche Wiese grenzte an den stillen, im Sommer von weißen Wasserrosen und gelben Mummeln übersponnenen

Waldsee. Die Felshöhle war von kleinen, freundlichen Feldern umgeben, vor ihr verbreitete ein Garten mit Küchen- und Heilkräutern lieblichen Duft und war freundlich anzusehen. „Bete und arbeite“ war der Wahlspruch seines Lebens geworden. Und dennoch kehrte die Ruhe nicht in sein Herz. Allzu tief saß der Zwiespalt in seinem Innern; mit Keulenschlägen tobte Wotan gegen den Herrn der Christenheit in seiner Brust.

Der Ostersonntag war da. Blau spannte sich der Himmel zu seinen Häupten, von lichten Wölkchen zart überhaucht; an den Bäumen zitterte die Sonne durch das leichte knospende Grün.

Im ersten Frührot hatte er die Klause verlassen, das Licht des erbleichenden Mondes hatte noch auf dem Spiegel des Waldsees gelegen; tiefe Stille ringsum, nur das braune Schilf flüsterte und rauschte im leichten Morgenwind, ein Zug wilder Gänse strich in langem, schiefen Winkel klagend durch die Luft. Dann war er die wohlbekanntenen Pfade gewandert, um von der Höhe des Kammes auf einem Steinblock sitzend, Umschau zu halten ins weite Land. Jetzt war es hell geworden, bunte Farben hatten sich aus dem grauen Einerlei gelöst. Weißgrün schimmernd lag die weite Heide unter ihm, und am fernen Horizont, da wo die Sonne empor tauchen mußte, sprühten unzählige Lichtfünkchen auf, als trüge sie ein Diadem auf dem Haupte, aus geheimem Lichtquell gespeist. Und endlich blinkte es auf wie funkelnder Krystall, von rotem Golde umflossen, immer größer, immer leuchtender, bis sie ganz emporgetaucht war in ihrer alten, ewig jungen Schönheit, . . . sie, die strahlende Sonne, die Mutter alles Lebens, die jetzt die jungfräuliche Erde mit rotem Glanz überspann. Jubelnd schwangen sich ihr die Lerchen entgegen, und rasch erwachte das Leben des Tages, wichen die Schatten der Nacht. Und mit der Sonne zog Friede und Freude ein überall, wo Menschen atmeten, in die vom Nachtspuß gequälten Herzen. Wenn das Tagesgestirn erscheint, fliehen die bösen Gespenster, die Eulen und Fledermäuse; das unheimliche Gezieser der Nacht zieht sich zurück von dem ihm verhassten Licht und die lieblichen Gespielen des Tags kommen herauf, den Menschen zu erfreuen,

zwitschernde Vögel und surrende Käfer, Elfen und Wichtelmännchen, Glück und Hoffnung, Glaube und Liebe.

Da quoll unendliche Sehnsucht nach der schönen Heimat in seinem Herzen auf. Er griff zum Wanderstabe und mit einem Jubelschrei auf den Lippen, als wäre alles Erdenleid von ihm genommen, raffte er sich auf zur fröhlichen Fahrt. Den oft betretenen Pfad zog er dahin nach Westen zu, und als die Sonne ihm zu Häupten stand, da hatte er den Rand des Waldgebirges erreicht, von wo er in die weite Ebene hinabschaute, der die Quellen der Lippe entströmten. Unheimlich still war's rings umher — all das Waldgetier schwieg —, auch der helle Mittag ist eine Zeit für Gespenster.

Sinnend saß er auf einem vom Wintersturm gefällten Baumstamm, Bangnis im Herzen. Da tönte es ihm aus weiter Ferne entgegen wie leises Bienengejumm, von leichten Winden herübergetragen, und das scharfe Auge erspähte die Türme von Paderborn, von deren Glockenstuhl der schwingende Ton kam. Tief und machtvoll durchzitterten die zarten Klänge sein Herz und erfüllten ihn mit Andacht. Hinweg gewischt waren die Gestalten heidnischen Spuks, die ihn so oft gequält, und das lichte Bild des Erlösers tauchte strahlend in ihm auf. Wieder sah er die Stätten, wo er als Jüngling geweilt, . . . dort das Gehölz, wo die unglückliche Tat geschehen war, — dort, weit hinten, hinter den hohen Bäumen, ragten die festen Türme des Schlosses auf, wo Herr Bernhard zur Lippe mit seiner Gemahlin hauste, — aber das Bild des Erlösers, das vor seiner Seele schwebte, heute am Tage seiner Auferstehung, vertrieb alle finstern Gedanken und grub sich tief in seine Seele.

So wanderte er als hoffender Christ den Weg zurück.

* * *

Es ging zum Abend.

Ermüdet von der langen Wanderung hatte er sich auf einen Stein vor seiner Klause gesetzt, also daß er die grauweiße Wand der Externsteine vor sich hatte. Das wilde Gerank, um das schon das erste zarte Grün sich schmiegte, bot eine anmutige Umrahmung. Die Strahlen der sinkenden Sonne schlichen sich heimlich durch das Geäst der Bäume,

die Luft erglänzte in buntem Farbenspiel. Der müde Körper lehnte sich rückwärts gegen den Stamm der mächtigen Linde, die arbeitsfrohen Hände rasteten, die Augenlider senkten sich und helle Bilder des Trostes und der Liebe tauchten vor ihm auf, wie sie voll hoher Wonne wohl der Mann empfinden mag, deß Geist lange in die Irre gegangen ist, unter dem Druck der Verantwortlichkeit und Sünde schmachtend, und der nun die Erlösung nahen fühlt. Ein fester Schlummer umfing ihn bald, und siehe da: ein Traumbild erstand vor ihm auf der glatten Wand des Felsens, der von Brombeerschößlingen umrahmt, seine Fläche ihm zukehrte: Adam und Eva, das erste Menschenpaar, von einer Schlange, dem Sinnbild der Sünde, umstrickt, heben in inbrünstigem Verlangen nach Erlösung betend die Arme empor, dorthin, wo ein gewaltiges Kreuz sich leuchtend erhebt, darüber Gott Vater selber die Fahne des Glaubens schwingt.

War das die Erlösung, die er suchte? Die Erlösung von dem tiefen Fall, den das in Sünde und Schuld gefallene erste Menschenpaar getan? Und weiter belebte sich dem Träumenden das Bild: Christus, der Erlöser am Kreuze hängend, das eine Gruppe Gläubiger umsteht. Fromme Hände nehmen den Leichnam herunter, das bleiche, blutbespritzte Haupt sinkt an die Brust der trauernden, sich in Liebe zum Sohne neigenden Mutter.

Langsam erwachte er, . . . und so eindringlich war der Traum gewesen, daß er das Bild noch eine Weile vor seinen Augen festzuhalten vermochte. Dann wurden allmählich die Farben matter, die Umrisse der Gestalten verrannen, wie ein Nebel senkte es sich vor das Bild, und endlich lagen, als der Abend sich herniedersenkte, die Felswände wieder nackt und grau vor seinen Augen, in das Dunkel der niedersinkenden Nacht getaucht.

Er ging in die Höhle zurück, entzündete das Lämpchen und nahm die Offenbarung St. Johannis vor; . . . in ihr las er lange . . . lange . . . Wie eine Offenbarung kam es auch über ihn. Halb im Wachen, halb im Träumen schwebte vor seiner Künstlerseele das Bild, — — und die Freude des Schaffens wurde allgewaltig in ihm.

Fest stand jetzt sein Entschluß: zu seiner eigenen Läuterung und zum Zeichen seiner inneren Wandlung das Bild in Stein zu schaffen, wie der Geist es ihm eingegeben hatte: den Fall der sündengeborenen Menschheit, dann aber in gewaltiger Ausführung ihre Erlösung durch den Opfertod des Heilandes.

Raum fand er Schlaf vor den in ihm wühlenden Gedanken. Der frühe Morgen schon fand ihn bei der Arbeit. Das Gestrüpp, das wild die Steinwand umrankte, schnitt er heraus, sodaß eine glatte Wand, zwölf Schuh breit und zehn Schuh hoch für seine Arbeit verblieb. Hammer und Meißel, Raspel und Feile waren tätig, den Stein zu glätten, und schon am Abend saß er davor mit Rötelstift und Kreide in der Hand, um die ersten rohen Umrisse auf die Fläche zu werfen.

Freilich, des Schaffens im Großen war die Hand ungewohnt, das Auge nicht eingestellt auf die riesenhaften Abmessungen des zu schaffenden Werkes, und nicht alles, was der kluge Geist ersann, vermochte die Hand sogleich zu bilden. Einen Entwurf nach dem anderen legte er beiseite, aber das entmutigte ihn nicht. Er hatte Zeit, wenn Gott ihm Kraft und Leben ließ, und daran zweifelte er nicht. Ja, immer mehr setzte sich die Ueberzeugung in ihm fest: das war das große Werk, zu dem er ausersehen, wozu er durch sein ganzes so wunderbares Leben vom Herrn selbst vorbereitet und weise geleitet worden. Immer höher stiegen seine Gedanken, immer größer ward die Schaffenslust, immer reiner sein Wollen und tiefer die Freude am Gelingen, und als wenige Wochen ins Land gegangen waren, da stand das Bild fertig da, des Meißelschlags harrend, — so wie er es dereinst im Traume geschaut.

Und nun ging er an die Ausführung mit nie gesehenem Fleiß. Es war ja die Zeit der langen Tage und der hellen Nächte, die er jetzt für seine wirtschaftliche Arbeit mit in Anspruch nahm, um Zeit zu gewinnen für das große Werk. Wenn am Tage die Sonne ihn niederdrücken wollte, so holte er sich neue Kraft durch ein kühles Bad im frischen Quellteich, und wenn er mittags und abends müde von der Werktagarbeit heimkehrte, ließ er sich kaum Zeit, die dürstige,

haftig bereitete Mahlzeit zu nehmen, es trieb ihn mit innerer Hast ans Werk. Und dann klang in diesem einsamen Erdenwinkel, der sonst nur das Hämmern des Spechtes, das Zanken der Elstern, das Gurren der Holztaube gewöhnt war, das Schwirren des Meißels und das Klopfen des Hammers.

So wuchs das Werk, und er mit ihm.

Langsam, leise, vorsichtig ging er an die Arbeit. Schlag für Schlag wollte wohl bedacht sein; ein Fehlschlag konnte das ganze Werk verderben. Mit Zagen hatte er den ersten Schlag gewagt, — und nun gar, als Gottes und Christi Antlitz aus dem rohen Stein erstehen sollte. Sagte nicht der Apostel: „Gott ist Geist!“ Wie konnte man ihn da bilden? Wohl war er auf seinen Wanderfahrten in manche Kirche geraten und hatte da Gottes Bild in Gestalt einer Taube, oder Christus als guten Hirten mit dem Lamm auf der Schulter gesehen, die Siegesfahne in der Hand. Immer wieder trat diese Auffassung zutage, und was hier die Künstler schufen, war oft zu einer kalten, erstarrten, ja entstellten Form herabgesunken. War es da nicht richtiger, was vor hundert Jahren der hochwürdige Bischof Bernward von Hildesheim an der ehernen Tür des Domes begonnen und was dann im kleinen in Holz und Elfenbein so oft nachgeahmt war: Gott, den Vater aller Menschen, in menschlicher Gestalt zu erfassen? Hatte Gott doch den Menschen nach seinem Bilde geschaffen. „Erfasse die Natur“, so mahnte er sich, „mit frischem Blick. Gib treu und lebendig wieder, was deine eigenen Augen sehen.“ — Und wie einst Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, so schuf er jetzt Gott nach dem Bilde des Menschen. Und mit denselben Zügen schuf er das Antlitz des Gekreuzigten. Sagte dieser doch selbst: „Ich und der Vater sind eins.“ — Und die Jungfrau Maria, des sterbenden Heilands schmerzenreiche Mutter? — Er gedachte wehmütig der eigenen Mutter; — da ließ er die Stoffspracht der byzantinischen Kunst beiseite und stellte Maria dar als deutsche Frau in faltenreichem Gewande, von langem Schleier umwallt.

So entstand in fleißiger Arbeit das Werk; nach wenigen Monden war es vollendet. Das ganze Bild beherrschend erhob sich in der Mitte das Kreuz. Zur Linken steht Niko-

demus auf einem unter seiner Last sich beugenden Baume, die Rechte umfaßt den Querbalken des Kreuzes, mit der Linken läßt er Jesu Leichnam auf Josef von Arimathia herab, der ihn auf seine rechte Schulter gleiten läßt. Hinter ihm steht die schmerzgebeugte Maria, mit beiden Händen das Haupt des Sohnes schützend, das sie sanft am eigenen Haupt bettet. Johannes, zur Rechten des Kreuzes stehend, hebt segnend die rechte Hand in die Höhe; in der Linken hält er das Buch der Offenbarung, das Haupt senkt er schmerz erfüllt wie zur Klage. Ueber dem Kreuze aber schaut aus den Wolken Gott der Herr, das Haupt vom Heiligenschein umloht, die Kreuzfahne in der Hand; in den Armen trägt er ein Kindlein, das ist die seinen Händen befohlene Seele des Heilands.

So war die Erlösung geschaffen: jetzt folgte der Sündenfall, und schnell wuchs für sein geschärftes inneres Auge das Werk aus dem Nichts heraus. Unter den vorsichtigen Schlägen des Hammers entstanden zwei knieende Gestalten, die eine härtig und nackt, die andere in ein langes Gewand gehüllt: Adam und Eva, die sündige Menschheit darstellend, vom Drachen der Sünde umschlungen, dessen Leib in schlangenartigem Schweife sich fortsetzt. Beide, noch gefesselt von Schuld und Sünde, heben betend die Arme zur Kreuzigungsgruppe empor.

So war auch er in Schuld und Sünde verstrickt gewesen, jetzt war er genesen; wußte er doch, daß Gott seinen Sohn in die Welt gesandt hat zur Erlösung für die sündige Menschheit, — auch für ihn. — —

Bescheiden, demütig fast, stand der Schöpfer vor seinem Werke. Den ganzen Sommer hindurch hatte er in tiefen und frommen Gedanken mit sich, mit den seinem Geiste sich aufdrängenden Formen um die innere Erfassung des Erlösungswunders gerungen, — jetzt hatte ihm das Ringen die Erlösung gebracht. Mit größerer Klarheit sah er auf sein bisheriges Leben zurück, mit festem Willen ergriff er die Zukunft; Freude und Lebensmut kehrten wieder zurück in seine so oft verzagte Seele. Die heidnische Welt war überwunden, der Christengott schwang die Fahne des Sieges auch in seiner Brust.

Die Wintermonate, die jetzt folgten, waren der weiteren Ausschmückung des kleinen Gotteshauses geweiht, damit dem Wunsche des Bischofs, einen Wallfahrtsort für erlösungsdurstige Seelen zu schaffen, bald Erfüllung werde. Und als im Frühjahr des dritten Jahres seiner Einsamkeit das erste Grün hervorsproßte und zart das Kunstwerk an der steinernen Wand umspann, da war das Werk vollendet und stand fertig da, zur Ehre des Höchsten.

Die langen Winterabende aber saß Manfred in seiner Klausur und schrieb und malte emsig an seiner Handschrift, um sich Rechenschaft zu geben über sein eigenes Tun und Treiben, — jetzt aber als ein Mann, der überwunden hat, von hoher Warte herabschauend auf die Irrungen und Wirrungen der Welt. Und als er die Schrift beendet, scheute er nicht die schwere Reise; er machte sich auf und legte das Werk eigenhändig in die Hände des Abtes.

Der sah flüchtig hinein.

„So hast du doch“, sprach er enttäuscht, „die plumpe deutsche Sprache der feinen Stilkunst Ciceros vorgezogen . . .“

„Ich schrieb, wie mirs ums Herz war, Herr Abt.“

„Ja, ja, der Bauer hat bäurischen Sinn. *Naturam expellas furca, tamen usque redibit*, — du magst die Natur mit der Forke austreiben, sie kommt immer wieder hervor. — Nun, nichts für ungut. Ich werde die Schrift dennoch lesen, denn du bist mir lieb geworden, Bruder Cölestin, trotz allem, und sie dem Herrn Bischof überreichen. Behab dich wohl.“

Zehntes Kapitel.

Ausklang.

Es war Sommer. Fast drei Jahre waren verflossen, seit Manfred in die Einöde zog. Jetzt war er bei fröhlicher Arbeit. Hell klang das Dengeln der Sense; dann führte er sie mit kräftigem Schwunge durch das üppige Gras, das sich in langen Reihen niederlegte. Schweiß perlte ihm auf der Stirn, aus den Augen leuchtete die Freude des Gelingens. Ja, das war eine Lust, hier die eigene volle Kraft einsetzen zu müssen, um sein Dasein täglich neu zu erringen, — anders fürwahr, als in der dunklen Höhle, ein trüber Kostgänger am